

Historischer Verein des Kantons Bern

Objekttyp: **AssociationNews**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte**

Band (Jahr): **73 (2011)**

Heft 3

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Historischer Verein des Kantons Bern

Vorträge des Wintersemesters 2010/2011

Franziska Rogger/Sabine Veits-Falk

*Fremde Studentin um 1870: ein russischer
Schwesternblick auf Bern*

Der fremde Blick der russischen Studentinnen ruhte gewöhnlich freundlich und dankbar auf Bern. Die Universität bot den Russinnen das, was ihnen als Frauen ausserhalb der Schweiz und Paris verwehrt war: ein universitäres Studium der Medizin samt gleichwertigem Abschluss. Die jungen Berner Medizinprofessoren wurden gar verehrt. Was das Schweizer Leben sonst noch bot, war vielfach kein Thema. Sie waren zum Arbeiten hierhergekommen und wollten schnellstmöglich in die Heimat zurück, um das Zarenreich zu revolutionieren oder zu reformieren. Immerhin gab es auch rabiate und enttäuschte Stimmen, die in Bern und der Schweiz Kritikwürdiges erblickten. Je nach politischer, sozialer oder persönlicher Befindlichkeit, je nach Erwartung, Projektion oder ihrem Vergleichsmaßstab ruhten die Blicke sanfter oder zorniger auf ihrem Gastland.

Der Wunsch, die «fremden Blicke» zu katalogisieren und nach Kriterien zu schubladisieren, wird jedoch dank zweier Zitate von Virginia Abeljanz-Schlykowa und Rosa Kerschbaumer-Putjata (geb. Schlykowa) unterlaufen. Die Schwestern hatten eine sozial und gesellschaftlich gleiche Ausgangslage, entwickelten sich aber verschieden und auch ihr individueller Blick auf Bern ist beinahe gegensätzlich.

«Etwas Eintönigeres und Langweiligeres als diesen kleinen, stillen Winkel kann ich mir nicht vorstellen», schnaubte Virginia Schlykowa, während ihre dankbare Schwester enthusiastische Worte für ein liebevolles, gastfreundliches Bern fand und meinte: «Wie der Magnet das Eisen, so zieht jener Ort (Bern), wo wir eine strebsame, ideale Jugendzeit verbracht haben, unser Herz mit unwiderstehlicher Gewalt an, und die Erinnerung an diese schöne Zeit verklärt unser ganzes späteres Leben mit einem poetischen Zauber.»

Die Referentinnen haben je ihr neuestes Buch einer der beiden Schwestern gewidmet. Franziska Rogger veröffentlichte *Ganz Europa blickt auf uns!: das schweizerische Frauenstudium und seine russischen Pionierinnen*, worin auf den Nachlass von Virginia Abeljanz-Schlykowa zurückgegriffen werden konnte (mit Monika Bankowski), Baden 2010.

Sabine Veits-Falk publizierte *Rosa Kerschbaumer-Putjata (1851–1923). Erste Ärztin Österreichs und Pionierin der Augenheilkunde. Ein aussergewöhnliches Frauenleben in Salzburg*, Salzburg 2008.

Patrick Feuz

*Zwischen uns ein Ocean. Die Geschichte des
Wirtschaftsflüchtlings Friedrich Mürset*

«Die Gefahren der langen Reise sind längst verschwunden, aber die Abschiedsstunde vom elterlichen Hause schwebt mir noch täglich vor Augen.» Berührend und präzise schildert der Seeländer Friedrich Mürset in fünf Briefen aus Amerika die Schlüsselmomente einer Auswanderung: den Abschied von der Familie und vom Dorf, die gefährliche Reise sowie die ersten Jahre in der neuen Heimat. Der junge Steinhauer und seine Frau verlassen die Schweiz 1852 nicht aus purer Armut, sondern weil sie mehr verdienen wollen, als sie für das Nötigste gleich wieder ausgeben müssen. Sie suchen ein besseres Leben und denken dabei auch an die Kinder, die sie sich wünschen. Schon bald haben die zwei jungen Leute in der Fremde genug gespart, um den Verwandten in der Schweiz Geld zu überweisen.

Mürsets Briefe, die in einem alten Sekretär in Twann überdauert haben, dürfen als Glücksfall bezeichnet werden. Persönliche Berichte über die Auswanderungswelle der 1850er-Jahre sind rar. Verwoben mit weiteren Zeugnissen und ergänzt durch behördliche Dokumente, boten Mürsets Schilderungen die Gelegenheit, die Geschichte eines Auswanderers szenisch-dokumentarisch nachzuerzählen. Dadurch wird nachvollziehbar, wie stark nicht nur materielle Sorgen die Auswanderer plagten, sondern auch Heimweh, Integrationsnöte und Angst vor Identitätsverlust.

Das Feld der Auswanderungsgeschichte ist auch im Kanton Bern in den letzten Jahren stark beackert worden, häufig mit quantitativem Ansatz. Die Briefe der Auswanderer sind auch diesbezüglich eine wertvolle Quelle, die zum Teil neue Erkenntnisse erlaubt. Alle Versuche, das Ausmass der Auswanderung gestützt auf Pässe, Heimatscheine oder Wanderbücher zu beziffern, sind offenbar weniger aussagekräftig als bisher angenommen. Mürset und andere Auswanderer schildern nämlich, dass man problemlos bis in den Auswandererhafen Le Havre und dort aufs Schiff gelangte, ohne auch nur ein einziges offizielles Papier in der Tasche zu tragen.

Annette Brunschwig

Else Lauer – eine jüdische Flüchtlingsmutter in Biel

Die Zeit des Zweiten Weltkriegs: Else Lauer, die Frau des damaligen Bieler Rabbiners Chaim Lauer, betreut im Auftrag des Vereins Schweizerischer Jüdischer Flüchtlingshilfen (VSJF) eine grosse Anzahl minderjähriger und erwachsener Flüchtlinge im Raum Biel. Im Zuge dieser Arbeit schreibt sie rund 1500 Briefe und Postkarten an

die Flüchtlinge selbst, an die verschiedenen Hilfswerke, an unzählige Ämter und Behörden. Anhand dieser Korrespondenz, die bis vor zwei Jahren unbeachtet auf dem Dachboden der Bieler Synagoge lagerte, lässt sich aufzeigen, wie die innerjüdische Flüchtlingshilfe während des Zweiten Weltkrieges funktionierte, nachdem der Bundesrat die Hilfe für die in die Schweiz geflohenen Juden der kleinen jüdischen Gemeinschaft der Schweiz (1941 rund 19 400 Personen oder 0,4 Prozent der Gesamtbevölkerung) aufgebürdet hatte und sich in der Folge kaum für die finanzielle und persönliche Unterstützung der Flüchtlinge einsetzte.

Eine der unmenschlichen Seiten der bundesrätlichen Flüchtlingspolitik war, dass die Behörden intakte Familien auseinanderrissen; die Männer steckte man wie Straflinge in militärisch bewachte Arbeitslager, die Frauen internierte man in Heimen oder ebenfalls in Lagern und die Kinder brachte man bei grösstenteils christlichen Pflegeeltern oder in Kinderheimen unter.

In und um Biel waren in den Jahren 1942 bis 1945 mehrere Dutzend Kinder und zahlreiche Erwachsene privat oder in Heimen und Lagern interniert. Else Lauer kümmerte sich ebenso um deren praktische Sorgen wie auch um ihre emotionale Unterstützung und religiöse Betreuung. Zusammen mit ihrem Mann besuchte sie Lager und Heime im Jura, war Ersatzmutter für verwaiste Kinder und Jugendliche, Ansprechpartnerin für Erwachsene, die Hilfe – beispielsweise im Umgang mit den lokalen Ämtern und der Fremdenpolizei – oder auch einfach ein gutes Gespräch brauchten.

Die Korrespondenz zeigt einen nahezu unbekanntem Aspekt der Schweizer Alltagsgeschichte und im Speziellen der Frauengeschichte. Während die Aktivdienstzeit der Männer gründlich erforscht ist, gibt es wenig Arbeiten über den Einsatz und die Tätigkeit von Frauen in jener Zeit, und auch in der Literatur über die jüdischen Flüchtlinge und deren Helfer ist die Arbeit der Frauen weitgehend unberücksichtigt. Es wäre wünschenswert, wenn diese Korrespondenz mit ihren insgesamt fast 3 000 Belegen ediert werden könnte.

Stefan Humbel

Vom Emmentaler Misthaufen bis Surinam.

Fremdheit in Jeremias Gotthelfs Neuem Berner-Kalender

Der *Neue Berner-Kalender*, dieses nützliche *Hausbuch zur Unterhaltung und Belehrung*, wurde in den Jahren 1840 bis 1845 von Jeremias Gotthelf redigiert. Pragmatische Dimensionen des Kalenders, wie die Information über das regionale Marktwesen oder Geldumrechnungstabellen, verorteten die «Nützlichkeit» regional; auch wurde er, anders als Gotthelfs übriges Werk, nur in Bern verlegt.

«Fremdes» hat im Kalender aber durchaus seinen Platz. So werden etwa politische Nachrichten aus der weiten Welt in den sogenannten *Kuriositäten* vorgestellt. Es kann daher gefragt werden, welcher Stellenwert «dem Fremden» im Kalender zukommt – umso mehr, als Albert Bitzius nach eigenen Worten eigentlich «gar nicht Liebhaber vom Fremden» war, wie er am 7. November 1850 in einem Brief an eine Freundin bekannte.

Nur sehr vereinzelt wurde bislang Fragen nach der Fremdheit bei Gotthelf nachgegangen, für den *Neuen Berner-Kalender* fehlen entsprechende Untersuchungen gänzlich. Aus literaturwissenschaftlicher Perspektive wäre danach zu fragen, welche Modelle des Fremden die fraglichen Texte anbieten. Rechtliche Landesfremdheit ist dabei nur eine Kategorie unter anderen, nicht weniger bedeutend sind zum Beispiel kulturelle oder sprachliche Fremdheit. Zugleich aber ist nicht alles, was als «anders» wahrgenommen wird, auch fremd (Corinna Albrecht). Politisch Andersdenkende etwa werden nicht unbedingt als Fremde dargestellt. Wie wird also «Fremdheit» im Kalender hergestellt? In den literarischen Texten des *Neuen Berner-Kalenders* werden Strategien verfolgt, durch die Fremdes und relational dazu Eigenes konstituiert werden. Diese Strategien reichen von der Aktualisierung zeitgenössischer Stereotypen (z.B. sogenannter Nationalcharaktere) über die sprachliche Ausgrenzung typisierter Figuren (etwa «des Welschen») bis zur offenen Diffamierung religiöser Gegner wie der Jesuiten. Zweitens wurden Funktionen solcher Fremdheitskonstruktionen für den Kalender untersucht: Inwiefern wird das Fremde als Folie für die Bestätigung oder Korrektur des Selbstbildes gebraucht? Und sollten Abgrenzungsversuche rückwirkend die Identität einer Lesergemeinschaft stärken und die Popularität des Kalenders befördern?

Alexander Sigrist / Beat Herzog

*«Bern–Amerika: einfach!»: Berner Auswanderer
nach Nordamerika*

Als der Berner Patrizier Diebold von Erlach im Jahre 1494, kein Jahrhundert nachdem Kolumbus den Kontinent entdeckt hatte, mit einer französischen Expedition Nordamerika im heutigen Florida betrat, war ihm vielleicht bewusst, dass er der erste Schweizer und somit auch der erste Berner in der Neuen Welt war. Dass er jedoch mit seiner Expedition am Anfang einer langen Tradition von Bernern, die nach Nordamerika emigrierten, stand, konnte er nicht wissen. Vom 16. Jahrhundert bis heute verliessen viele Berner den Kanton und wanderten nach Übersee aus – aus Gründen, die oftmals nicht unterschiedlicher hätten sein können.

Mit dem Auswanderungsmodell von Everett Lee von 1966 können die Gründe der Auswanderer veranschaulicht werden. Lee geht von einem «Push»-und-«Pull»-Modell

aus. So gibt es einerseits Push-Faktoren, die den Entscheid zur Auswanderung positiv beeinflussen. Andererseits gibt es sogenannte Pull-Faktoren, die – ob real oder auf Wunschdenken basierend – die Destination der Auswanderung in einem positiveren Licht als die eigene Heimat erscheinen lassen.

Um die Diversität des Modells und der bernischen Auswanderung nach Nordamerika zu zeigen, wurden im Referat vier historisch und psychologisch verschiedene Themenkreise beleuchtet. Einerseits befassten sich die Referenten mit der religiösen Auswanderung aus Bern, vor allem mit den bernischen Wiedertäufern, die bis zum 17. Jahrhundert in ihrer Heimat verfolgt wurden und deshalb ihre Reise in die Neue Welt antraten. Andererseits wurden historische Persönlichkeiten vorgestellt, die aus politischen Gründen nach Amerika gingen – etwa Diebold von Erlach oder Christoph von Graffenried, Gründungsvater der amerikanischen Kleinstadt New Bern. Drittens wurde die wirtschaftliche «Auswanderung» beleuchtet, die «Emigration von Produkten»: Warum schaffen es manche schweizerischen Güter, in Amerika Fuss zu fassen, warum andere nicht? Und schliesslich wurde von kulturellen Auswandernden der heutigen Zeit gesprochen, von Menschen also, die die Hoffnung haben, in Übersee jenen künstlerischen oder persönlichen Durchbruch zu schaffen, der in der alten Heimat unmöglich scheint.

Andreas Würgler

Fremde Truppen in der Stadt. Distanz und Nähe im Umgang mit den französischen Besatzern in Bern 1798–1803

Mit dem Einmarsch französischer Truppen in den ersten Märztagen 1798 erlebte die Berner Bevölkerung eine tief greifende Umwälzung. Die französischen Truppen besetzten eine Stadt, die noch nie fremde Truppen in ihren Mauern hatte und seit den Burgunderkriegen im späten 15. Jahrhundert auch keine fremden Truppen mehr in ihrem angestammten Territorium gesehen hatte. Zudem installierte das französische Direktorium – beraten von einigen schweizerischen Revolutionsfreunden – von Paris aus einen neuen Staat, die Helvetische Republik, dessen Verfassung die föderalistische Alte Eidgenossenschaft im Allgemeinen und den souveränen Stand Bern im Besonderen schlicht abschaffte und durch den zentralistischen Einheitsstaat der *République Helvétique une et indivisible* ersetzte. Die kleine schweizerische «Schwesterrepublik» war formell unabhängig, faktisch aber ein Satellit Frankreichs.

Wie haben die Bernerinnen und Berner auf diese völlig neue Situation reagiert, wie die Doppelbelastung von Okkupation und Revolution verarbeitet?

Sie erlebten zunächst die Besetzung des öffentlichen Raumes: die Okkupationstruppen defilierten durch die Gassen, die Dragoner galoppierten unter den Lauben, im

Münster wurden nun auch wieder katholische Messen gelesen und in der Beiz besetzt - französische Soldaten den Stammtisch. Darüber hinaus waren die fremden Truppen auch in den privaten Räumen der Bürger in der Küche, im Schlafzimmer präsent. Denn die Soldaten und Offiziere wurden, weil es keine Kasernen gab, in den Wohnungen der Bürger einquartiert und mussten dort auch verköstigt werden. Diese Zwangsbeherbergungen waren Anlass der meisten Klagen, die in Form von Bittschriften, Petitionen, Gesuchen, Beschwerden usw. an die Munizipalität (wie die Gemeinde nun hiess) adressiert wurden.

Der Vortrag basierte auf der Untersuchung solcher Eingaben an die Stadt Bern, die im Rahmen eines vom Schweizerischen Nationalfonds unterstützten Projektes ausgewertet wurden. Sie zeigen erwartbare, aber auch verblüffend unerwartete Reaktionen, Erfahrungen und Problemlagen.

Rainer C. Schwinges

*Die Radikalen kommen. Deutsche Flüchtlinge
im Bern des 19. Jahrhunderts*

Im Berner Wahlkampf von 1850 geriet die traditionell liberale Einwanderungspolitik ins Kreuzfeuer heftiger Kritik. Der massive Zustrom von politischen Flüchtlingen aus den deutschen Staaten wurde in manchen Kreisen zunehmend als politisches und soziales Problem empfunden. Ursachen waren sowohl nationalschweizerische Identitätsfragen als auch die nicht selten hohe soziale und wirtschaftliche Potenz vieler Einwanderer. Anders als andere Migranten stammten gerade die deutschen aus dem gesamten Spektrum der Gesellschaft. So stiessen manchmal handfeste Interessen aufeinander, die sich in den Sprachrohren der sozial vermeintlich oder real schwächeren Seite in bekannt konstanten Stereotypen niederschlugen. Als ein typisches Migrantenschicksal auf der intellektuellen Ebene behandelte der Vortrag neben verschiedenen Vergleichspersonen die «Familienbiographie» des aus dem nassauischen Idstein stammenden Berner Professors der Jurisprudenz Wilhelm Snell (1789–1851), der seiner radikalliberalen Gesinnung wegen in die Schweiz geflohen und 1834 Gründungsrektor der Universität Bern geworden war. Zusammen mit seinem Bruder Ludwig, erstem Professor für Staatswissenschaften in Bern, versuchte er, die Universität zu einer politischen Anstalt zu machen und zugleich dem liberalen Radikalismus den Weg zu ebnen. Im Konflikt mit den Konservativen und den gemässigten Liberalen verloren beide jedoch ihre Professuren und wurden aus dem Kanton verbannt. Nach dem Wahlsieg der Radikalen 1846 konnte Wilhelm Snell nach Bern zurückkehren, wo einer seiner Schwiegersöhne, der spätere Bundesrat Jakob Stämpfli, Regierungsrat geworden war. Für die konservative Opposi-

tion war seine Rückkehr unannehmbar. Man meinte die Regierungspartei und zielte auf ihn, den «Ausländer» (obwohl Bürger von Liestal), der es seinen Gegnern durch einige Ungeschicklichkeiten allerdings auch leicht machte, in ihm einen Sündenbock zu finden. Solche Stimmungen, die an Einzelfällen ein verbreitetes Unwohlsein artikulierten, änderten indessen so gut wie nichts an der liberalen Haltung in der Flüchtlingsfrage, auch den Deutschen gegenüber, deren Leistungen in der Schweiz immer mehr sichtbar und anerkannt wurden, was um die Jahrhundertwende in eine weitverbreitete Bewunderung deutscher Kultur einmündete.

Martin Rickenbacher

*Fremde Landvermesser: Napoleons Ingenieur-Geografen
in Bern 1803–1813*

Es ist kein alltägliches Ereignis, wenn Vermessungsfachleute von ihrer Regierung mit der Kartierung eines Nachbarstaates beauftragt werden. Genau dies hat sich zwischen 1803 und 1813 zugetragen, als die Ingenieur-Geografen des französischen *Dépôt général de la guerre* versuchten, eine Schweizer Karte aufzunehmen. Wohl hatte der Aarauer Unternehmer Johann Rudolf Meyer zwischen 1796 und 1802 aus eigenen Mitteln den aus 16 Blättern bestehenden *Atlas Suisse* herausgegeben, der jedoch scharf kritisiert wurde, weil er nicht auf der nach modernen Methoden berechneten Triangulation beruhte.

Philipp Albert Stapfer, Botschafter der Helvetischen Republik in Paris, reagierte im August 1801 positiv, als er im Publikationsorgan der französischen Regierung las, dass Massnahmen zur Ost-Erweiterung der *Carte de France* ergriffen würden. Frankreich hatte sich im 18. Jahrhundert als führende Macht in Sachen Erdvermessung, Topografie und Kartografie etabliert, und Stapfer schlug ein gemeinsames Landesvermessungsprojekt vor. Die Verhandlungen gerieten aber wegen der instabilen politischen Lage bald ins Stocken. Am 30. August 1802 beschloss der Vollziehungsrat, sich mit einem Kostendach von 150 000 Franken an diesem Gemeinschaftsprojekt zu beteiligen.

Ende Februar 1803, unmittelbar nach dem Erlass der Mediationsakte, traf der französische Astronom und Oberst Maurice Henry mit drei Ingenieuren in Bern ein, um hier sein *Bureau topographique français en Helvétie* zu errichten. Doch der Start des Unternehmens verlief aus verschiedenen Gründen denkbar schlecht. Henry verlor praktisch die ganze Kampagne von 1803, die Stadtpläne von Bern und von Basel bildeten deren einzige grafische Resultate. Das *Bureau topographique* wurde zunächst nach Basel, bald darauf jedoch nach Strassburg verlegt, von wo aus die Aufnahmen in der Schweiz geleitet wurden.

Henry und sein wichtigster Mitarbeiter, Joseph François Delcros, kehrten am 15. Juni 1812 nochmals nach Bern zurück, um zusammen mit dem hier tätigen Friedrich Tschessel astronomische Breitenmessungen vorzunehmen. Bei dieser Gelegenheit wurde auf der Grossen Schanze ein erstes provisorisches Observatorium errichtet, das in den 1830er-Jahren zum Fundamentalpunkt für die Dufourkarte und die schweizerische Landesvermessung wurde. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813 verlieren sich die Spuren der französischen Ingenieur-Geografen in der Schweiz. Immerhin war es ihnen in diesen knapp zehn Jahren gelungen, 5800 km² schweizerischen Gebiets im Massstab 1:50 000 zu kartieren.

David Zimmer

Eingebürgerte und Eingeborene. Die ehemaligen Ungarnflüchtlinge und ihre Kinder in Bern

1956/57 nahm die Schweiz rund 12 000 Flüchtlinge aus Ungarn auf, die ihr Heimatland nach der Niederschlagung des ungarischen Volksaufstands durch sowjetische Truppen verlassen hatten. Ungefähr 1 500 Ungarnflüchtlinge fanden im Kanton Bern Aufnahme, davon 500 allein in der Stadt Bern. In den späten 1950er-, in den 1960er-, 1970er- und 1980er-Jahren kamen weitere ungarische Flüchtlinge dazu, die in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht «erwünscht» waren und meist ohne Weiteres Asyl erhielten. Die Aufnahme und Eingliederung der Ungarnflüchtlinge, insbesondere jener von 1956/57, ist in den letzten Jahren in einer Reihe von geschichts- und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen aufgearbeitet worden.

In der Öffentlichkeit wird seit den 1980er-Jahren wahrgenommen, dass eine zweite – und mittlerweile auch eine dritte – Generation dieser ehemaligen Ungarnflüchtlinge existiert, nämlich deren Kinder und Grosskinder, die sich der Herkunftskultur bzw. dem Herkunftsland ihrer (Gross-)Eltern zum Teil stark verbunden fühlen, obwohl sie selbst in der Schweiz aufgewachsen sind und die ungarische Kultur bzw. Ungarn nicht oder nur sehr bedingt aus eigener Anschauung kennen. Interviews mit Angehörigen der ungarischen «zweiten Generation» in der Schweiz zeigen, dass deren ungarisches Zugehörigkeitsgefühl ganz unterschiedlich ausgeprägt ist, auch wenn sich die Immigrations- und Integrationsgeschichten ihrer Eltern oft gleichen. Ungarische Zugehörigkeit wird im Rahmen des Sozialisationsprozesses und des Alltagshandelns intergenerationell tradiert und «kristallisiert» sich an ganz konkreten Eigenschaften, Fähigkeiten, Situationen oder Gegenständen. Die Kinder und Grosskinder der ungarischen Immigranten können sich ihre Zugehörigkeit bis zu einem gewissen Grad frei aus solchen Kristallisationskernen zusammensetzen. Ungarische Zugehörigkeit in der Schweiz ist denn auch

primär Ausdruck einer freien Wahl; sie ist gewählte – und nicht «ererbte», auferlegte, zugeschriebene – Zugehörigkeit, womit sie sich deutlich von den sichtbaren, stigmatisierenden Zugehörigkeiten anderer Immigrantengruppen in der Schweiz unterscheidet.

Peter Hurni

Sind amerikanische Schweizer bessere Schweizer? Vom Heimatverständnis ehemaliger Auswanderer in Berne, Indiana

1852 siedelten sich zwanzig aus dem Berner Jura ausgewanderte Täuferfamilien im Adams County im US-Bundesstaat Indiana an, wo sie später den Marktflecken Berne gründeten. Die Nachfahren der Schweizer Auswanderer haben die Entwicklung der Kleinstadt bis heute geprägt. In Berne, wo die Amerikaschweizer 30 Prozent der Bevölkerung stellen, wird das schweizerische Erbe bewusst gepflegt. Sichtbarster Ausdruck dafür ist der 2010 erstellte «Clock Tower», ein originalgetreuer Nachbau des Berner Zytglogge-Turms.

Das Interesse der Amerikaschweizer von Berne, Indiana für ihre schweizerischen Wurzeln und die alte Heimat setzte um die Mitte des 20. Jahrhunderts ein, erst nachdem die Integration der Schweizer Auswanderer und ihrer Nachkommen in die amerikanische Gesellschaft definitiv abgeschlossen war. Das schweizerische Bewusstsein manifestiert sich vor allem in der Identifikation mit den ländlichen Traditionen der Schweiz. Das Jodeln, die Trachten und die alten Bauernhäuser sind die klassischen Motive an den folkloristischen Veranstaltungen wie den alljährlich stattfindenden «Swiss Days». Das schweizerische Erbe wird in Berne in der jüngsten Zeit ganz gezielt auch als touristische Attraktion eingesetzt und dient der Werbung für die lokale Wirtschaft. Dazu werden nicht zuletzt die traditionellen Werte der Siedlungsgründer belangt: Gottvertrauen, Rechtschaffenheit, gute Arbeitsmoral und Hoffnung. Sie werden als typisch schweizerische Tugenden gepriesen, was zu einem idealistischen, etwas realitätsfremden Bild der alten Heimat beiträgt.

Die Verbundenheit der Amerikaschweizer mit der ursprünglichen Heimat ist übrigens problemlos vereinbar mit ihrem amerikanischen Patriotismus; die Vereinigten Staaten verstehen sich ja ausgesprochen als «melting pot» (Schmelztiegel), deren Bürger in erster Linie Amerikaner sind, ihre Herkunft aber nicht zu verleugnen brauchen.

«Sind amerikanische Schweizer bessere Schweizer?» Die im Titel gestellte Frage ist wohl kaum zu beantworten – dazu müsste zuerst geklärt werden, was eigentlich einen guten Schweizer ausmacht.